

Leseprobe aus:

Maria Goodin

Valerie kocht



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Maria Goodin

VALERIE KOCHT

Roman

Aus dem Englischen von
Martina Tichy

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2012
unter dem Titel «Nutmeg»
bei Legend Press Ltd., London.

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Februar 2015
Copyright © 2013 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«Nutmeg» Copyright © 2012 by Maria Goodin
Umschlaggestaltung any.way, Cordula Schmidt
Umschlagillustration Butterscotch & Bean/
Getty Images; thinkstockphotos.de
Satz Adobe Caslon, InDesign,
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung
CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 25960 9



Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Creamy liefert Stora Enso, Finnland.

Für Anthony

1. Kapitel

Als ich rauskam, war ich noch nicht ganz fertig. Fünf Minuten länger, und ich wäre so groß gewesen wie die anderen Kinder, sagte meine Mutter. Meine blasse Haut führte sie auf ihre Gelüste nach Weißbrot (zu viel Mehl) zurück und fragte den Arzt, ob ich wohl besser aufgegangen wäre, wenn sie mehr Freiübungen gemacht hätte (zu wenig Luft). Der Arzt wollte sich diesbezüglich nicht festlegen, aber die Größe meiner Füße machte ihm ernsthafte Sorgen. Für die nächste Schwangerschaft schlug er meiner Mutter vor, es mit Kopfstand zu versuchen oder sich im Kreis zu drehen (sich auf dem Kopf im Kreis zu drehen wäre ideal, meinte er), das sei dem Mischungsvorgang zuträglich und würde zu einem besser proportionierten Baby führen.

Mein Vater war Franzose, ein Patissier mit flinken Fingern und einem feinfühligem Naturell. An ihrem sechzehnten Geburtstag führte er meine Mutter zu einem Kirschgarten und fütterte sie im Mondlicht mit warmen Puddingtörtchen. Sie wusste, dass die Sache keine Aussicht auf Bestand hatte und seine Leidenschaft für Mürbeteig stets größer sein würde als die Leidenschaft für sie, aber seine Honighaut und seine zimtduftenden Küsse berauschten sie. Als sie sich liebten, bebte die Erde, und reife Kirschen regneten auf sie herab. Mein Vater sammelte sie in einer Decke und versprach meiner Mutter, in Paris einen Kirschplunder zu kreieren und nach ihr zu benennen, doch dazu kam es nie. Vier Tage nach

seiner Rückkehr ins heimische Frankreich starb er infolge eines tragischen Unfalls beim Teiganrühren. Das Einzige, was aus der zähen Masse von ihm noch herausragte, war seine rechte Hand, die eine einzelne, dicke rote Kirsche umklammert hielt. Meine Mutter, nunmehr allein, mit einem Braten in der Röhre und ohne weitere Anweisungen, stellte den Wecker auf dem Kühlschrank ihrer Eltern auf neun Monate und wartete geduldig, dass er *Ping* machte.

Während der Schwangerschaft litt sie unter verschiedensten Komplikationen. Mehrmals täglich überkamen sie Hitzeattacken, was die Hebamme mit einem defekten Thermostat erklärte, und es plagten sie derart üble Blähungen, dass ein Angestellter des zuständigen Gaswerks kommen und sie einer zehn Punkte umfassenden Sicherheitsprüfung unterziehen musste. Ihre Finger schwellen zu Würsten an, was dazu führte, dass die Hunde aus dem Viertel sie jagten und nach ihren Händen schnappten, sobald sie sich auf der Straße zeigte. Sie verzehrte Unmengen von Eiern, nicht weil sie ein unbändiges Verlangen danach verspürte, sondern in der festen Überzeugung, mir damit einen hübschen goldgelben Schimmer zu verleihen. Doch daraus wurde nichts – als die Hebamme mir einen Klaps auf den Po gab, gackerte ich stattdessen wie ein Huhn.

Ich möchte festhalten, dass dies alles die Version meiner Mutter ist und nicht etwa meine. Ich persönlich bin geistig stabil und glaube kein Wort davon. Allerdings habe ich keine Ahnung, was in meinen ersten fünf Lebensjahren eigentlich geschehen ist, weil ich mich unerklärlicherweise an nichts erinnern kann. An keine Geburtstagsfeier, kein Weihnachtsfest, keine Reise ans Meer ... nichts. Ich erinnere mich weder an mein erstes Zimmer noch an mein Spielzeug oder daran,

welche Spiele ich gern mochte. Vielleicht geht es ja allen so, dass ihnen aus den ersten fünf Jahren nicht viel im Gedächtnis bleibt, aber etwas – irgendetwas – müsste ich doch wohl noch wissen. Stattdessen bin ich vollständig auf die Erinnerungen meiner Mutter angewiesen, und die kann man nun wahrhaftig nicht als Erinnerungen, sondern nur als alberne Phantasien bezeichnen, die widerspiegeln, wie besessen sie von Essen und Kochen ist, und mir keinerlei Aufschluss über meine frühe Kindheit geben.

Ob ich ihr deshalb gram bin? Allerdings! Ich will wissen, wie ich zustande gekommen bin, wer mein Vater war, wie ich mich als Baby gemacht habe, lauter solche stinknormalen Dinge eben. Aber soviel ich auch frage, immer tischt meine Mutter mir die gleichen ollen Kamellen auf: der Weihnachtstruthahn, der ruckartig zum Leben erwachte und sich aus dem Ofen befreite, als ich zwei war, die Spaghettipflanze, die in unserem Blumenkasten spross und die ich mit vier ernten musste, die Meerrettichsoße, die eine Klage über die Verschmutzung der Ozeane anstimmte ... ich meine, was ist das alles für ein Quatsch? Ich bin einundzwanzig Jahre alt, und meine verrückte Mutter kommt mir immer noch mit diesen schwachsinnigen Geschichten, als wäre ich ein Baby. Sie hat sie mittlerweile so oft erzählt, dass sie tatsächlich daran glaubt. Die Geschichte von ihrer Schwangerschaft ist ja schon albern genug, aber noch rein gar nichts im Vergleich zu der Geschichte von meiner Geburt.

Der Mann vom Gaswerk war schuld daran, dass ich beim Rauskommen noch nicht ganz fertig war. Er hatte eine kleine Schwäche für meine Mutter entwickelt und erschien daher persönlich, um ihr das zehn Punkte umfassende Sicherheitszertifikat auszuhändigen, woraufhin meine Mutter sich

genötigt fühlte, ihm ein Stück von ihrem frisch gebackenen Dattel-Mandel-Kuchen anzubieten. Sie setzten sich zum Tee in die Küche meiner Großeltern, wo der Gasmann mit einem Mal zu würgen begann. Mein Großvater, als Mitglied im Team der St.John's Ambulance ein Ass in erster Hilfe, sprang auf, packte den Gasmann um die Taille und drückte gnadenlos zu, bis der Übeltäter in Form eines Kuchenhap-pens durchs Zimmer flog und den Wecker vom Kühlschrank fegte. Ich hörte das *Ping*, glaubte, meine Zeit sei um, und begann mich in die Welt zu schieben.

Mit vereinten Kräften schleppten meine Großeltern und der Gasmann meine Mutter nach oben und legten sie auf das großelterliche Bett.

«Das Baby darf noch nicht raus!», brüllte meine Mutter unentwegt. «Es ist noch nicht gar!»

Aber gar oder nicht, ich ließ mich nicht aufhalten, und so bemühte man sich, die Wehen so kurz und schmerzlos wie möglich zu gestalten.

«Geh und hol ein Stück Butter, Brenda!», rief mein Großvater meiner Großmutter zu und wischte sich mit dem Taschentuch über die Stirn. «Wenn sie ein Päckchen Butter isst, müsste das Baby eigentlich nur so rausflutschen.»

Aber das Päckchen Butter färbte meine Mutter lediglich von Kopf bis Fuß gelb, weshalb meine Großmutter vorschlug, es stattdessen mit Knoblauch zu probieren.

«Das wird dem Kleinen gar nicht gefallen, wenn du Knoblauch isst. Dann will er unter Garantie raus und Luft schnappen.»

Der Verzehr einer kompletten Knolle Knoblauch trieb mich jedoch ebenso wenig ins Freie, und nun schaltete meine Mutter sich lautstark ein: «Holt was von dem Kuchen her! Wir locken das Baby mit dem leckeren Geruch heraus!»

Also wurde eine Hälfte des frisch gebackenen Dattel-Mandel-Kuchens zwischen die Schenkel meiner Mutter gehalten, und siehe da, ich setzte mich in Bewegung.

«Es kommt, es kommt!», schrie meine Mutter.

«Schnell, Brenda, hol was zum Auffangen!», rief mein Großvater.

Letztlich war es der Gasmann, der mir beim Verlassen des Mutterleibs eine gusseiserne Bratpfanne unterhielt. Bis die Hebamme kam, war schon alles vorbei, aber sie bestand darauf, mich sacht mit einer Gabel anzupieken und mit einem Plumps auf der Küchenwaage abzusetzen. Dort beschnüffelte sie mich und bestätigte den Verdacht, dass ich noch nicht ganz reif war, doch als sie mich auf die Fensterbank legte, nahm meine Mutter mich umgehend wieder herunter.

«Das ist mein Baby, und sie wird reif, wann es ihr passt!», schnauzte sie, drückte mich an die Brust, küsste mich auf den Scheitel und verkündete, ich schmeckte nach Pimperneln.

Und so hieß ich dann eben.

Nell.

Ich fahre übers Wochenende heim – sofern man es «Heim» nennen kann. Als mein Großvater vor drei Jahren starb, zog meine Mutter nach Cambridgeshire in das Häuschen, in dem sie aufgewachsen ist und in dem ich angeblich geboren wurde, wobei ich auch nicht weiß, ob das eigentlich stimmt. Das Häuschen passt zu ihr: klein, aber fein mit einem langen, schmalen Garten, in dem sie nach Herzenslust Obst und Gemüse anbauen kann, Kartoffeln und Kohl, Spinat, Erbsen, Rettich, Tomaten, Kopfsalat ... und dann all die Früchte. Der Garten endet in einem kleinen Apfelhain, und daneben zieht sie auch noch Erdbeeren, Pflaumen, Stachelbeeren, Himbeeren – die Liste ließe sich endlos fortsetzen.

Sie bringt ihre Tage damit zu, all diese Zutaten zu ernten und zu verarbeiten, verkocht sie in großen Stieltöpfen aus Metall, lässt sie brutzeln, schmoren, schmurgeln, köcheln, dünsten. Heraus kommt dabei alles nur Erdenkliche: Eintöpfe, Pasteten, Tartes, Aufläufe, Kuchen, Suppen, Soßen, Sorbets. Ich habe nicht den leisesten Schimmer, was sie mit dem ganzen Zeug anfängt, und wenn ich sie danach frage, fallen ihre Antworten immer sehr schwammig aus. Ich hege den Verdacht, dass ein Großteil davon in den Mülleimer wandert. Das wahre Vergnügen ist der Kochvorgang selbst, und was mit dem Ergebnis hinterher geschieht, ist für sie offenbar nicht weiter von Belang. Sie kocht mit viel Trara und ohne Rücksicht auf Verluste, wirft mit Gegenständen um sich, pfeffert dies hierhin und das dorthin, ganz nach dem Motto: Nach mir die Sintflut. Abends sieht die Küche regelmäßig aus, als wäre eine Bombe explodiert, aber das bin ich gewohnt.

Dieses kulinarische Chaos war das Umfeld, in dem ich aufwuchs, in einer kleinen Wohnung im Norden von London. Da sie schwer zu lüften war und meine Mutter ständig irgendwas kochte, lebten wir wie unter einer Dunstglocke. Einmal wurden die Schwaden so dicht, dass meine Mutter mich zwei volle Tage lang aus den Augen verlor und schließlich erst mit Hilfe einer speziellen Nebelleuchte im Wohnzimmer aufspürte. Angeblich.

Wir besaßen weder Fernseher noch Radio, und so bestand die Geräuschkulisse meiner Kindheit aus dem Scheppern von Topfdeckeln, dem Hickhack von Messern, dem Surren von Mixern und dem Blubbern irgendwelcher Flüssigkeiten. Meine Schulkleidung roch nach Gewürzen, meine Brotdose enthielt aufwendige Sandwichs und selbstgemachte Leckereien. Die anderen Kinder hielten uns für vornehm, doch

in Wahrheit kamen wir gerade so über die Runden. Meine Mutter war sich nie zu fein, das Gemüse mit den braunen Stellen und die matschigen Früchte zu nehmen, die am Ende des Markttags übrig blieben. Nichts machte sie glücklicher als Kochen und Backen.

Nichts außer mir, versteht sich.

«Zwölf Minuten Verspätung», seufzt Mark nach einem Blick auf die Anzeigetafel mit den Abfahrtszeiten. «Sechsendvierzig Pfund für eine Bahnfahrkarte, und der Dreckszug hat zwölf Minuten Verspätung. Das ist doch ein Witz. Ist dir bewusst, dass dich jede Minute, die du in dem Zug sitzt, rund einundzwanzig Pence kostet? Das bedeutet, theoretisch schulden sie dir zwei Pfund und zweiundfünfzig Pence für die zwölf Minuten, die du nutzlos auf dem Bahnsteig hier herumstehst. Ha, jetzt sind es schon dreizehn Minuten. Das macht dann also –»

«Mark», sage ich und nehme seine Hand, «du musst wirklich nicht hier mit mir warten.»

Er legt die Arme um mich und zieht mich an seine Brust.

«Ich will aber hier mit dir warten, Süße», sagt er lächelnd und stellt seine wunderschön geraden, weißen Zähne zur Schau.

Ich betrachte seine markanten Wangenknochen, die perfekt geformte Nase, die sanft geschwungenen Brauen. Traumhaft ebenmäßig. Klassisch gutaussehend. Ich kann nicht anders, ich muss einfach mit den Fingern über seine glattrasierte Kinnpartie streichen wie ein fasziniertes Kind. Seine klaren blauen Augen sprühen vor Intelligenz und verraten einen ungeheuren Wissensschatz. Er wird es nie müde, Fragen zu stellen, alles Mögliche dazuzulernen und einzuordnen, und dieser Wissensdurst, gepaart mit seiner ausgeprägten praktischen

Veranlagung, macht mir weiche Knie. Als ich ihn zum ersten Mal über die Physik der kondensierten Materie sprechen hörte, wusste ich, dass es um mich geschehen war; hier hatte ich einen Mann vor mir, der nach dem Gleichen lechzte wie ich: nach nüchternen, unumstößlichen Fakten.

Mark streicht mir eine Strähne aus dem Gesicht. «Du hast da ja eine kleine Narbe auf der Stirn, die ist mir noch nie aufgefallen», sagt er und reibt daran herum, als handle es sich um einen Fleck, der sich wegwischen ließe.

«Da hat mich ein Krebsküchlein gebissen», sage ich leicht hin.

«Ein Krebs, meinst du.»

«Nein, ein Krebsküchlein. Als ich noch ganz klein war, hat meine Mutter mal ein Blech Krebsküchlein gebacken und aus Versehen in einem eine Schere dringelassen. Sie hat mir eingeschärft, sie nicht anzurühren, aber sowie sie aus der Küche war, habe ich mir eins vom Teller genommen und wollte gerade hineinbeißen, da kam eine Schere herausgeschossen und hat mich ins Gesicht gezwickt. Meine Mutter hat sie nicht losbekommen, sosehr sie sich auch abmühte. Zum Schluss hat sie ein Streichholz angezündet und druntergehalten, da hat das Ding endlich losgelassen und ist unter den Kühlschrank gekrabbelt. Wir haben uns wochenlang nicht getraut, nachzuschauen, am Ende wäre es noch mit einem Satz rausgeschossen und ...»

Ich verstumme, als Marks Arme sich von meiner Taille lösen und er einen Schritt zurücktritt. Wieder einmal bin ich versehentlich in diese Welt des Wahns abgeglitten, wieder einmal ist er peinlich berührt. Er lächelt schief, und ich komme mir töricht vor, wie immer, wenn mir solche Geschichten aus dem Mund sprudeln. Für mich sind sie wie Erinnerungen, aber er versteht einfach nicht, wie sie sich so tief in meine

Seele eingraben konnten und mich mitunter vergessen lassen, dass sie allesamt nie geschehen sind.

«Lass dir von deiner Mutter diesmal nicht zu viele Flöhe ins Ohr setzen», sagt Mark mit einem flehentlichen Blick. Nach dem letzten Besuch bei ihr hatte ich ihm berichtet, dass ich mit knapp einem Jahr offenbar in den Tiefkühlschrank geklettert war und zum Auftauen zwei Stunden lang in heißem Wasser eingeweicht werden musste. Beim Erzählen fand ich die Vorstellung eigentlich ganz amüsant – ich als blau gefrorenes Baby, das in einem Topf mit dampfendem Wasser langsam durchwärmt und wieder rosig wird –, aber Mark hatte keinerlei Sinn für den komischen Aspekt der Geschichte.

«Das hättest du nicht überlebt», wandte er damals ein, «nicht ohne Erfrierungen. Dir würden mit Sicherheit wenigstens ein paar Extremitäten fehlen.»

«Du hast vollkommen recht», sagte ich und riss mich zusammen. «Das kann so nicht passiert sein.»

«Natürlich nicht. Aber ich begreife einfach nicht, wie du das alles mit einem Lachen abtun kannst, Nell. Bringt dich das denn nicht auf die Palme? Dass sie aus deiner Kindheit ein Lügengespinnst macht? Ich meine, wieso lässt du dir von ihr am laufenden Band solche albernsten Ammenmärchen vorsetzen?»

«Weil ich sonst nichts habe», verteidigte ich mich eine Spur zu schroff. «Lieber habe ich erfundene Erinnerungen als gar keine. Außerdem war es schon immer so. Ich bin es nicht anders gewohnt. Und letztlich sind das doch bloß harmlose Spinnerereien, oder?»

«Meinst du?»

Natürlich war ich mir da nicht so sicher. Die Phantasiewelt, die lange Zeit Teil meines Lebens und Teil meiner

selbst gewesen war, verlor, je älter ich wurde, immer mehr von ihrem Zauber. Die Geschichten, die mich früher gepackt und verzückt hatten, empfand ich zunehmend als verwirrend und trügerisch. Einst hatte mich ein fliegender Teppich in eine sagenhafte Vergangenheit entführt, an die ich mich nicht erinnern konnte, nun aber fühlte ich mich verunsichert und bevormundet. Eine «Geschichte» ist ja letztlich nur ein anderes Wort für eine Lüge.

«Ich lasse mir von ihr gar nichts ins Ohr setzen», verspreche ich Mark, um meine Behauptung, von einem Krebsküchlein attackiert worden zu sein, vergessen zu machen. Unsere Beziehung ist noch relativ frisch – erst sieben Monate alt –, und ich mühe mich noch eifrig um einen guten Eindruck. Doch jedes Mal, wenn ich von meiner Kindheit rede, denkt er garantiert, ich hätte einen Dachschaden, oder zumindest eine Mutter mit einem Dachschaden, was auch nicht gerade ein einnehmendes Merkmal für ein Mädchen darstellt.

«Da kommt dein Zug», sagt er und zieht mich wieder an sich. «Hab ein schönes Wochenende und vergiss nicht, jede Sekunde, die du weg bist, an mich zu denken.»

«Mach ich.»

«Dann also bis Sonntagabend.»

Wir küssen uns, und ich sauge den süßen Duft seines teuren Aftershave in mich hinein. Er ist so durch und durch vollkommen. Und er ist mein!

Ich greife nach meiner Reisetasche und steige ein.

«Nell», ruft er mir noch nach, «ich wünsche deiner Mum alles Gute!»

Ich schenke ihm ein dankbares Lächeln und frage mich, ob er das auf ihren unberechenbaren Geisteszustand bezieht oder auf ihren dahinsiechenden Körper.

Es war nicht immer so, dass ich mich meiner phantastischen Vergangenheit schämte. Als kleines Mädchen prahlte ich vor meinen Freunden damit, wie ich einmal so viele Äpfel gegessen hatte, dass ich anfang, Kerne zu spucken; ich erzählte ihnen von den Baisers, die meine Mutter backte und die so luftig leicht waren, dass wir einmal schon nach dem ersten Bissen gemeinsam zur Küchendecke emporschwebten. Anfangs beneideten die anderen mich um meine ausgefallene Kindheit und lauschten ehrfürchtig meinen Geschichten, hingen förmlich an meinen Lippen. Im Vergleich zu meinen waren ihre Erinnerungen sturzlangweilig. Tracey Pratt hatte mal im Klo festgesteckt, und Jenny Bell war mal von einem Esel gefallen, aber was immer sie vorbrachten, es war nicht halb so lustig wie meine Erinnerungen. Und damals waren es für mich tatsächlich Erinnerungen. Ich hatte die Geschichten so oft gehört, dass sie ein Teil von mir und meiner Vergangenheit geworden waren. Ich spürte mich beim Erzählen wieder zur Küchendecke hinaufschweben, mit einem angebissenen Baiser in der winzigen Faust. Unter mir sah ich das dampfende Backblech in der gelben Spülschüssel und auf der Arbeitsfläche das zusammengeknüllte Backpapier, an dem Baiserbröckchen klebten. Ich wusste noch, wie ich im Hochstuhl gesessen und die Apfelkerne durch die Küche gespuckt hatte, dass sie gegen das beschlagene Fenster ploppten, während meine Mutter in einem Kochtopf auf der Herdplatte rührte. So sicher wie an jenem Morgen die Sonne aufgegangen war, hatte ich all diese Dinge erlebt.

Doch mit ungefähr acht kamen mir erstmals Zweifel. Wohl um die neue Klasse kennenzulernen, forderte uns Mrs. Partridge am ersten Schultag nach den Sommerferien auf, einen kurzen Text zum Thema «Meine früheste Erinnerung» zu verfassen. Da ich wusste, auf welches Interesse mein

Leben bei den anderen immer stieß, stand ich, als ich mit Vorlesen an der Reihe war, mit stolzgeschwellter Brust auf und las.

«In meiner frühesten Erinnerung bin ich noch sehr klein und sitze zu Hause in der Küche auf dem Boden, und meine Mum will Bockwürste in den Kochtopf tun. Aber die Würste werden plötzlich bockig und schlagen aus und springen weg. Meine Mum sagt, sie hat doch gleich gewusst, dass sie besser keine Bockwürste kaufen sollte. Dann jagt sie ihnen hinterher, und sie machen Bocksprünge rund um mich herum, und ich muss lachen. Es war sehr komisch.»

Ich sah von meinem Heft hoch und lächelte Mrs. Partridge an, in Erwartung eines Lobs, aber sie wirkte nicht sonderlich erfreut. Ehrlich gesagt wirkte sie eindeutig angesäuert. Zu allem Unglück fingen die anderen Kinder auch noch an zu lachen. Es war kein fröhliches, amüsiertes Giggeln wie sonst immer, sondern hämisches Gekicher. Irgendetwas schien sich in den Sommerferien zwischen der zweiten und dritten Klasse verändert zu haben, meine Freunde wirkten ein Stück erwachsener, und zum allerersten Mal wurde mir die demütigende Erkenntnis zuteil, dass meine Altersgenossen nicht mit mir lachten, sondern über mich.

«Nell», sagte Mrs. Partridge streng, «das ist eine sehr lustige Geschichte, aber doch wohl keine Erinnerung, oder? Alle anderen Kinder haben über etwas geschrieben, das sie tatsächlich erlebt haben.»

Ich sah mich in der Klasse um, von einem höhnisch feixenden Gesicht zum nächsten. Ich hörte, wie Johnny Miller mich «doof» nannte und Sophie Potter flüsterte, ich sei «eine fette Lügnerin».

«Wieso schwindelt sie sich bloß dauernd so was zusammen?», wisperte Tracey Pratt.

Ich war ratlos. Sophie und Tracey hatten sich bisher doch immer so gern meine Kindheitserinnerungen angehört.

Meine Wangen brannten, aber ich wusste einfach nicht, was ich verkehrt gemacht hatte. Ich erinnerte mich doch ganz genau an die Bockwürste. Ich sah sie immer noch schnaufend und keuchend im Kreis um mich herumspringen, während meine Mutter ihnen mit der Greifzange in der Hand nachjagte und mich anwies, Ruhe zu bewahren. So war es gewesen.

Oder?

«Nell May», sagte Mrs. Partridge in scharfem Ton, «du bist jetzt in der dritten Klasse und weißt hoffentlich, dass nun ein anderes Benehmen von dir erwartet wird. Und jetzt ab mit dir in die Ecke. An deinen Tisch kommst du erst zurück, wenn du mit diesen Albernheiten aufhören kannst!»

Und so schlich ich mich in die Ecke, verwirrt und beschämt, mit heißen, brennenden Tränen in den Augen.

Von diesem Tag an stellte ich alles in Frage. Ich wusste sehr wohl, dass Bockwürste nicht bocken und Menschen nicht schweben konnten, wieso erinnerte ich mich also daran? Erinnerte ich mich wirklich daran? Oder war es so wie damals, als ich allen erzählt hatte, im Kindergarten hätte ich mich mal so oft im Kreis gedreht, dass mir schlecht wurde und ich mich auf die Spieldecke übergab?

«Das warst nicht du, Dummkopf!», quiekte Jenny Bell. «Das war ich!»

«Ach so, stimmt!», rief ich. «Das warst ja du! Keine Ahnung, wie ich darauf gekommen bin!»

Wir hatten uns vor Lachen fast in die Hose gemacht, aber jetzt, nach meiner Demütigung durch die gesamte dritte Klasse, erschien mir dieser Vorfall in einem neuen Licht. Wie war ich darauf verfallen, dass das mir passiert war und

nicht Jenny? Hatte sie mir die Geschichte so oft erzählt, bis ich mich schließlich irgendwie in sie hineinversetzt fühlte? Und wenn nun die Erinnerung an die aufgescheucht um mich herumgaloppierenden Bockwürste auch nicht stimmte? Wenn keine von meinen Erinnerungen stimmte? Was war dann *stattdessen* geschehen? Mit einem Mal keimte in mir der Verdacht, dass Erinnerungen anfällig für Verfälschungen waren und darum wenig vertrauenswürdig.

«Also, ich entsinne mich noch ganz genau», sagte meine Mutter energisch, als ich sie deswegen zur Rede stellte. «Diese vermaledeiten Dinger waren putzmunter und sind herumgesprungen wie angestochen. Ich weiß noch, als ich sie endlich alle wieder eingefangen hatte, war ich zu kaputt, um sie noch zu kochen, und wir haben dann stattdessen Rührei mit Toast zu Abend gegessen.»

«Aber Bockwürste *machen* keine Bocksprünge», setzte ich nach.

«Ha! Das bring ihnen erst mal bei!»

Ich muss wohl nicht weiter ausführen, dass ich mit meinen acht Jahren heillos verwirrt war. Konnte ich meiner Mutter trauen? Konnte ich meinem eigenen Verstand trauen? Nur eins war so sicher wie das Amen in der Kirche: Nie wieder würde ich mich zum Gespött machen, indem ich von Dingen sprach, die womöglich nicht stimmten. Und wenn auch nur die *leiseste* Gefahr bestand, dass etwas nicht zutreffen könnte, würde ich es mir dreimal überlegen, bevor ich es aussprach. Ich würde alles erst genauestens erwägen, mit Sinn und Verstand, um dann zu einer möglichst vernünftigen Schlussfolgerung zu kommen. Nur wenn ich mir hundertprozentig sicher sein konnte, dass meine Sichtweise logisch und richtig war, würde ich sie kundtun – und so verhindern, dass ich jemals wieder als Lügnerin bezeichnet und ausgelacht würde.

In einem Anfall von Übereifer rangierte ich meine Puppen aus und packte sämtliche Märchenbücher weg, um mich von allem falschen Schein zu befreien, der mir das Hirn vernebeln mochte. Jedes Mal, wenn ich in Tagträume verfiel, zwickte ich mich, zur Strafe. Den Geschichten meiner Mutter lauschte ich fortan nur noch mit höflicher Gleichgültigkeit, in der Pause saß ich allein auf der Mauer und sah meinen Klassenkameraden verächtlich dabei zu, wie sie herumsausten und taten, als wären sie Ponys oder Prinzessinnen. Sie begriffen nicht, in welcher Gefahr sie schwebten, am Rande von Phantasiewelten, die sie zu verschlingen drohten, ihnen die Logik austreiben und sie zu Witzfiguren machen würden.

Ich jedoch wusste Bescheid. Vor mir hatte sie sich aufgetan, die düstere Kluft zwischen Dichtung und Wahrheit, und nie und nimmer würde ich mich in diesen Abgrund ziehen lassen.

Ohne es zu ahnen, hatte ich bereits damals entschieden, Naturwissenschaftlerin zu werden.

2. Kapitel

Eines dunklen und magischen Abends sahen meine Eltern sich über ein Blech Croissants hinweg irgendwo mitten im Stadtzentrum von Cambridge erstmals in die Augen.

«Ich saß in der Bibliothek», so erzählt es meine Mutter immer, «und lernte für die Englischprüfung in der zehnten Klasse. Ich hätte schon seit Stunden zu Hause sein sollen, aber über der Lektüre von *Sturmböhe* hatte ich alles vergessen. Diese Romantik, diese Qualen und Tragödien, diese unsterbliche Liebe! Tja, und mit einem Mal stand eine aufgeregte Bibliothekarin vor mir, drehte überall das Licht aus und erklärte, ich sollte schleunigst verschwinden, sonst würde sie noch den Anfang der Quizshow im Fernsehen verpassen. Draußen war es schon dunkel, und ich wusste, dass mich zu Hause eine Standpauke erwartete, also sprang ich aufs Fahrrad und strampelte los, so schnell ich konnte.

Auf der Fahrt am Fluss entlang fiel mir auf, wie hell der Mond am Himmel stand, und es kam mir vor, als ob ein Stern nach dem anderen mir zuzwinkerte. Ich fuhr langsamer, gebannt vom Mondlicht, das auf dem Wasser glitzerte und die weißen Schwäne anleuchtete, die sacht auf der Oberfläche schaukelten, die Köpfe unter die Flügel gesteckt. Es regte sich kein Lüftchen, man hörte nichts außer dem leisen Knirschen von Kies unter den Reifen. Vor Spannung kribbelte mein ganzer Körper. An diesem Abend, dachte ich, konnten Wunder geschehen, lagen Magie und Zauber in der Luft. Ich